

Die Einsicht in die „Kolonialität“ jeder Herrschaft ist nicht erst seit Anibal Quijano vielzitiert gleichnamiger Untersuchung „Coloniality of Power“ (2000) immer wieder neu erörtert worden. Schon Eugen Weber beschrieb in „Peasants into Frenchmen“ nicht allein die „kolonialen Parallelen“ der französischen Herrschaftsdurchführung etwa in der ruralen Bretagne mit zeitgleichen Entwicklungen in Nordafrika. Weber betonte auch, dass den Zeitgenossen diese Parallelen – von der Verachtung für fremde Sprachen und Sitten bis dahin, den „Eroberten“ eine „Kultur“ abzusprechen – durchaus bewusst waren. Wie nah die Gewaltsamkeit der Herrschaftsaufrichtung in der Fläche des frühneuzeitlichen Staates an gleichzeitige und spätere europäische koloniale Staatsbildungen in Amerika, Asien und Afrika heranreichte, hat etwa Trutz von Trotha immer wieder thematisiert.

Inwieweit also ein „imperial boomerang“ – das heißt die „Rückkehr“ polizeilicher Gewalt und repressiver Techniken aus den Kolonien in die „Mutterländer“ – überhaupt erforderlich war, um innerstaatliche, „zivile“, polizeiliche Gewalt in Europa zu steigern, zu „militarisieren“, und ob dieser „boomerang“ zur Erklärung derartiger Gewalt herangezogen werden muss, kann durchaus in Frage stehen. Nicht aber so in dem zu besprechenden Buch „Policing Empires“ von Julian Go: Es setzt die Existenz dieses „boomerangs“ und die Erklärungskraft des Césaire'schen Konzepts (1955) voraus und macht beide zur Grundlage einer Analyse, die Go als „postkoloniale historische Soziologie der Gegenwart“ verstanden wissen will. „Postkolonial“ deshalb, weil er die Frage des „Empires“ ins Zentrum stellt – wohingegen dies die „meisten“ polizeihistorischen Analysen „übersehen“ würden (S. 253). Das aber erscheint schon deshalb zweifelhaft, weil – um nur auf die britische Forschungslandschaft zu verweisen – Mike Brogden, Georgina Sinclair, Chris Williams und Clive Emsley seit Jahrzehnten Fragen der „Cross-Fertilisation between ‚Colonial‘ and ‚British‘ Policing“ nachgegangen sind.

Gewissermaßen versucht „Policing Empires“, die These von den Kolonien als Laboratorien der Moderne weiterzuentwickeln; Verweise auf Michel Foucault (S. 3), Hannah Arendt (S. 17) und Frantz Fanon (S. 13) dürfen da nicht fehlen. Insbesondere Foucaults Rede vom „internal colonialism“, der verschiedene „colonial models“ der

Gewaltausübung „zurück in den Westen“ gebracht habe (S. 17), ist für Go ein zentrales Autoritätsargument, um im Folgenden die Entwicklungen hin zu einer Militarisierung und „racialization“ von Polizei und Polizeigewalt im US-amerikanischen und britischen „racial capitalism“ (S. 11 u. 256) zu beschreiben. Dabei ist für den Verfasser die Geschichte der Polizei zugleich die Geschichte ihrer Militarisierung („they are the same“, S. 255). Darüber hinaus betont er: „The civil police across Britain and the US retained [seit ihrer Gründung] a hidden unconscious coloniality“ (S. 102).

Der Band ist in drei Teile gegliedert: „I. The Coloniality of Policing“ handelt vom (kolonialen) Ursprung der nur vorgeblichen Civil Police in London 1829 und von der Polizeiarbeit in den USA seit den 1830er Jahren, vornehmlich zur Absicherung der kapitalistischen Produktion (insbesondere von Baumwolle „im Süden“); „II. The New Imperialism at Home“ analysiert den „colonial boomerang“ in den USA und in Großbritannien seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; und das dritte Kapitel betrachtet das „Informal Empire and Urban Insurgency“ in beiden Ländern seit Beginn der Dekolonisation in den 1950er Jahren. Das auch aus Archivquellen geschriebene Buch bezieht sich dabei auf eine große Zahl von Beispielen polizeilicher Handlungsmacht, taktischer Formationen und Verhörmethoden (regelmäßige Folter) in den Metropolen (insbesondere London, Manchester, Los Angeles, Washington D. C., Savannah) wie in den kolonialen „Peripherien“ (Irland, Philippinen, Shanghai, Karibik, „Bengal“). Völlig fehlt eine Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Polizeirecht und seinen jeweiligen Entwicklungen in Kolonien und Metropolen. Unzweifelhaft hätte dieses zentrale (politische) Lenkungsinstrument jeder Polizeiarbeit und des sie ausführenden Personals auch Belege gegen die „boomerang“-These liefern können.

In allen drei Teilen analysiert Go, wie die militarisierten Taktiken, Strategien und Techniken, die die Polizei einsetzte – mobile Einsatzkommandos, Tränengas, Fingerabdrücke etc. – ursprünglich in den amerikanischen und britischen Kolonien entwickelt und perfektioniert wurden, um Kolonisierte zu unterdrücken. Sodann argumentiert er, dass diese kolonialen Taktiken und Techniken gegen rassifizierte Bevölkerungen (Einwanderer aus den Kolonien einschließlich Irlands) in den Metropolen eingesetzt wurden und werden. Der Autor beschreibt, dass die Polizeikräfte in den USA und Großbritannien häufig von Männern mit „imperial experience“ geführt wurden. Sie agierten als „imperial importers“, indem sie jene koloniale Taktiken im „Mutterland“ einsetzten, von denen sie glaubten, dass sie zur Unterdrückung von Kriminalität und politischem Dissens nützlich seien. Eine Neigung zu

beidem – das ist zentral für die Argumentation des Autors – unterstellten die Männer mit kolonialer Erfahrung rassifizierte Menschen grundsätzlich (S. 135 u. 19).

Julian Go folgt einem aktivistischen Wissenschaftsverständnis, das „die Welt verändern“ möchte. Sein Buch ist getragen von einer Empörung über die Gegenwart – George Floyds „I can’t breathe“ steht der Einleitung voran (S. 1). Inwiefern diese Empörung seine Interpretation der Vergangenheit und der von ihm präsentierten Quellentexte prägt, reflektiert er nicht. Als Teil einer postkolonialen historischen Soziologie verfolgt „Policing Empires“ das Ziel zu zeigen, dass die Geschichte nichts anderes ist als die Gegenwart „of racialized policing“ – eine Gegenwart, in der *SWAT units* in Militärfahrzeugen und anderem von Militärveteranen bedienten „surplus military equipment“ vornehmlich gegen „racialized minorities“ eingesetzt würden (S. 262). Go stellt in seinen abschließenden Sätzen nicht nur die Forderung auf nach einer Dekolonisierung der Polizei, sondern gar nach einer Zukunft ganz ohne sie. Ob nun die Hoffnung auf eine „post-policing future“ (S. 272) eine gelungene Coda für ein Buch über Polizeigeschichte sein kann, darf bezweifelt werden.

Yan Slobodkin, The Starving Empire. A History of Famine in France's Colonies.
Ithaca, NY, Cornell University Press 2023. XV, 312 S., Abb., \$ 49,95.

// DOI 10.1515/hzhz-2025-1211

Marcel Boldorf, Lyon

Hungersnöte waren eine mächtige Kraft im französischen Empire. Bereits um 1867 forderten sie in Algerien Hunderttausende Opfer. Im Laufe der Geschichte wuchs das Problem zahlenmäßig sogar an: Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden bei kriegs- und konfliktbedingten Hungersnöten in Indochina zwischen einer und drei Millionen Tote gezählt. Mit einem kolonialkritischen Ansatz, der heute in der französischen Debatte keine Selbstverständlichkeit mehr ist, postuliert Yan Slobodkin, dass die Kolonialpolitik die Anfälligkeit für Hungersnöte erhöhte. Sie habe soziale Praktiken zerstört, die das Risiko von Hungersnöten verringerten, zum Beispiel traditionelle Formen der Geburtenregelung. Die Fähigkeit der Menschen, sich ausreichend mit Nahrungsmitteln zu versorgen, wurde untergraben. Zu den politischen Ursachen tritt eine ökonomische Betrachtungsweise mit Bezug auf Nobelpreisträger Amartya Sen. Dessen Hinweis auf Verteilungskonflikte wird angesprochen, aber nicht eigens analysiert.